

Nur mit dem linken Auge konnte Jean-Dominique Bauby Blick aus dem Kerker

Claude Mendibil schrieb Buchstabe für Buchstabe die Geschichte des Mannes auf, der im Halbkoma lag. Über Wochen wuchsen die Sätze zu Kapiteln, und nach drei intensiven Monaten war das Buch fertig. Ans Aufgeben dachte der kranke Journalist trotz der ungeheuren Anstrengungen nie. Er wollte der Welt beweisen, dass sein Intellekt immer noch dem einer Schwarzwurzel überlegen war. Das Buch wurde auch die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft

noch mit der Außenwelt kommunizieren. Ein Hirnschlag hatte den Chefredakteur der französischen »Elle« zum Gefangenen im eigenen Körper gemacht. Er lernte, per Lidschlag zu buchstabieren. Mit 200 000 Mal Blinzeln diktierte er der Lektorin Claude Mendibil vor seinem Tod ein Buch über die letzten Monate seines Lebens. Die Journalistin Franziska Wanner-Müller hat die Erinnerungen der Lektorin protokolliert.

An den 8. Dezember 1995 erinnere ich mich nur bruchstückhaft. Die Angestellten der öffentlichen Verkehrsmittel streikten und legten Paris wochenlang lahm. Ich war wie alle anderen damit beschäftigt, einen fahrbaren Untersatz zu finden, der mich ins Büro bringen sollte und von dort wieder nach Hause. Jean-Dominique Bauby, dem Chefredakteur von *Elle*, stand an diesem Tag eine Limousine samt livriertem Chauffeur zur Verfügung. Das habe ich kurz vor seinem Tod erfahren. Er hat es beinahe bis zu seinem Ende vermieden, sich an seine letzten Stunden als funktionierender Mensch zu erinnern. Bleierne und nichtige Stunden, die sich dem Zugriff entziehen wie die Quecksilbertropfen aus einem zerbrochenem Thermometer.

Automatisch macht man Bewegungen, die einem wenig später, im Zustand der totalen Mumifizierung, wie ein Wunder erscheinen müssen. Sich rasieren, sich anziehen, eine Tasse Kakao trinken. Die Worte entziehen sich. Wie soll man den warmen Körper jenes Mädchens beschreiben, der letzten Frau, neben der man erwacht ist, ohne sie auch nur

zu betrachten. Das diktierte mir Jean-Dominique viel später. Bauby verbrachte den Tag mit einer Blattbesprechung, unwichtigen Telefonaten und einem langweiligen Redaktionsessen. Es war seine letzte Mahlzeit. Zähes Rindfleisch und Mineralwasser, grollte er noch Monate später, inzwischen um dreißig Kilo abgemagert, die Flaschen mit brauner Flüssigkeit betrachtend, die ihn via Magensonde am Leben erhielten.

Während sich die Menschenmassen am Abend des 8. Dezember im winterlichen Gewirr des Streiks verhedderten, glitt sein Mercedes wie ein fliegender Teppich durch den Bois de Boulogne. Jean-Dominique drückte die Stirn an die kalte Fensterscheibe und versuchte die Niedergeschlagenheit zu ignorieren, die ihn plötzlich an der Gurgel packte. Am liebsten hätte er sich mit einem Becher Joghurt und einem Buch unter die Bettdecke verkrochen.

Aber er hatte eine Verabredung mit seinem zehnjährigen Sohn Théophile, der seit der Trennung der Eltern mit Mutter und Schwester vierzig Kilometer außerhalb von Paris lebte. Im Autoradio lief „A Day In The Life“. „He didn't notice that the lights had changed“, sangen die Beatles. Dann wurde alles zusammenhanglos. Plötzlich konnte er im Licht der Scheinwerfer die Straßenkurven kaum mehr erkennen, und wenig später erschien Jean-Dominique alles doppelt. Sein Hirn fühlte sich an wie Watte. Dem Chauffeur, der nun mit 180 Sachen ins nächste Spital bretterte, wollte er zurufen: „Langsam, ein Unfall lohnt sich nicht!“ Aber er war nicht mehr fähig zu sprechen, und der Kopf baumelte unkontrollierbar hin und her. Schließlich lag er auf einem plastikbespannten Rollbett, gleißendes Licht in den Augen. Rundherum große Hektik sowie beruhigende Worte. Er müsse den geplanten Theaterbesuch absagen, war sein vorletzter Gedanke. Und wo war eigentlich Théo? Die Hölle hatte ihn.

Für mich verstrichen die Feiertage ereignislos. Die Forderungen der Streikenden wurden nicht erfüllt. Mitterrand starb, ich wechselte die Arbeitsstelle. Mitte Januar erwachte Jean-Dominique Bauby aus dem Koma: paralysiert, stumm, halb taub. Der Arzt nähte sein rechtes Auge zu: Tumorgefahr. Das linke Auge blieb ihm, dieses Oberlicht des Kerkers, wie er es nannte, durch das er die Welt fortan mit seinem intakten Geist betrachten sollte.

Im Frühjahr 1996 wußten wir noch nichts von der Existenz des anderen, und doch führten unsere Lebenswege bereits aufeinander zu. Ich arbeitete zu dieser Zeit bei einem Verlag in Paris. Bis zu dem Tag, an dem mein Chef von einem Besuch bei seinem Freund Jean-Dominique Bauby im Hôpital Maritime in

Berck zurückkehrte, kannte ich die Bedeutung des Hirnstamms, ehrlich gesagt, nicht. Der Hirnstamm ist die wesentliche Verbindung zwischen dem Gehirn und den Nervenenden. Dem mir unbekanntem Chefredakteur hatte ein Herz-Kreislauf-Zusammenbruch den besagten Stamm abgeschaltet. Früher nannte man das Hirnschlag, man starb daran.

„Die Reanimationstechnik hat die Strafe verfeinert“, pflegte Jean-Dominique zu sagen oder: „Die Chance, in diese Falle zu tappen, ist etwa so groß wie die, den Super-Jackpot im Lotto zu gewinnen.“ Die Fachleute nennen diesen seltenen Zustand Locked-in-syndrome (Lis). In Frankreich leben schätzungsweise 250 bis 500 Lis-Opfer, viele von ihnen wurden als Wach-Koma-Patienten aufgegeben.

Der Mensch mit Lis ist in seinem Körper eingesperrt, zur Statue erstarrt. Eine eiserne Taucherglocke von bedrückender und manchmal schmerzhafter Enge umgibt ihn, das Gesicht ist hinter einer gläsernen Maske erstarrt. Das linke Augenlid ist im Normalfall das einzige Kommunikationsmittel mit der Außenwelt. Einmal blinzeln heißt ja, zweimal blinzeln heißt nein. Das Gehirn bleibt intakt. Bei großer Willenskraft flattert der Geist umher wie ein Schmetterling und konzentriert sich aufs Denken und Träumen. Ist das eine Gnade oder die schlimmste aller Grausamkeiten? „Es gibt viel zu tun“, sagte mir Jean-Dominique später einmal, als wolle er gleich zur Harke greifen und aufs Feld stapfen. Die Gedanken sind frei. Man kann davonfliegen in den Raum oder in die Zeit, nach Feuerland oder an den Hof von Midas. Man kann Luftschlösser bauen, Geliebte besuchen oder das Goldene Vlies erkämpfen. Je weiter Jean-Dominique seine Vergangenheit entschwinden sah, so wie der Seemann die Küste verschwinden sieht, und sein neues Leben allmählich als unabwendbare Realität begriff, desto lauter haben die aufgebrauchten Schmetterlinge in seiner Taucherglocke geläutert. In seinen Augen waren sie Sinnbild für alles, was noch in ihm war, und standen gleichzeitig für die Suche nach Geist und Seele.

Der Verlagsdirektor war nach weiteren Besuchen im Spital auf der Suche nach einer Person, die im Sommer nicht verreisen würde, über ein gutes Sprachgefühl verfügte und gewillt war, sich mit Lis auseinanderzusetzen. Jean-Dominique Bauby wollte „dieser vom Verlag abgesandten Person“, wie er mich anfangs nannte, ein Protokoll über seine Selbsterfahrung diktieren, einen Report über das Zwischenlager nach dem Leben und vor dem Tod. Er wollte ein Buch schreiben, wie es noch kein Mensch geschaffen hatte.

Ich bezog zu Beginn des vergangenen Sommers ein Zimmer in einem kleinen Hotel in

Berck an der Kanalküste, wo sich das Spezialkrankenhaus für Gelähmte befindet. Ich kaufte linierte Hefte und Nachfüllpatronen. Andere Vorbereitungen habe ich nicht getroffen, sieht man vom Auswendiglernen des Spezialalphabets mal ab: F-S-A-R-I-N-T-U-I-O-M-D-P-C-F-B-V-G-H-J-Q-Z-Y-X-K-W. Jeder Buchstabe ist nach der Häufigkeit seines Vorkommens im Französischen eingereiht.

Meine Aufgabe bestand darin, dieses Alphabet dem Patienten aufzusagen, zehnmal, hundertmal, tausendmal am Tag. Vor dem zutreffenden Buchstaben sollte er die Augenbraue hochziehen, worauf ich den folgenden Buchstaben fragend zu betonen hatte. Zwinkerte er danach, konnte der Buchstabe notiert werden. Aus Buchstaben entstünden so Wörter, Sätze, Seiten, Kapitel, und nach drei Monaten läge ein Buchmanuskript vor. Sandrine, die Logopädin, hatte den Kommunikationscode erfunden. Ich rechnete: Für die vorgesehene Textmenge von 29 Kapiteln müßte Jean-Dominique 200 000mal blinzeln, wobei der physische Kraftaufwand jedesmal so groß sein würde, wie wenn ein durchschnittlicher Mensch eine dreißig Kilogramm schwere Hantel stemmt.

Das Hôpital Maritime in Berck ist ein imposanter Türmchenbau mit ockerfarbener Klinkerfassade, umgeben von einer riesigen englischen Gartenanlage. Das Meer rauscht in unmittelbarer Nähe. Sein Zimmer, Nummer 119, befand sich – und befindet sich noch – in einem heftplasterfarbenen Gang im vierten Stock, links neben dem Aufzug. Es roch streng nach Desinfektionsmittel.

Als ich das erste Mal in das abgedunkelte, aber heiße Zimmer trat, lag Jean-Dominique Bauby im Bett. Er trug normale Kleidung. „Das ist gut für die Moral“, sollen ihm die Schwestern nach seiner Einlieferung gesagt haben. Damals waren ihm die alten Hemden und Cordhosen offenbar Zeichen für eine baldige Rückkehr ins Leben. Als ich kam, waren die Schwestern dabei, Luftröhrenschnitt und Tropf zu kontrollieren. Die Leintücher waren gelb, Sockel-, Tür- und Fensterrahmen mauvefarben gestrichen. Ich wagte erst auf den zweiten Blick, in sein verbliebenes Auge zu schauen. Ein ernsthaftes Auge, sehr dunkel mit kurzen, dichten Wimpern.

Er musterte mich so, wie in Mann eine Frau ansieht, die ihm gefällt. Wir mochten uns augenblicklich. Ich sagte: „Bonjour, ich bin Claude“ – und begann gleich mit dem Alphabet. Sein erster Satz lautete: „Schönen guten Tag, wie geht es Ihnen, Madame?“ Dafür brauchten wir etwa zehn Minuten. Ich merkte bald, daß Jean-Dominique Abkürzungen nicht mochte. Es war seine Art, Würde zu bewahren.

Die Vorhänge in seinem Zimmer waren von Motten zerfressen und wegen der Sommerhitze geschlossen. Ansonsten war durch das Fenster das Meer zu sehen: eine weite Platte wie aus Eisen, glänzend und farblos. Vom Bett aus, seinem Hauptaufenthaltort seit fast einem Jahr, sah er auch den Himmel und ein Stück Hausfassade.

Diese Aussicht war ihm jedoch unheimlich. Er hätte wohl noch jahrelang trotzig und stolz die weiße Zimmerdecke betrachtet, wäre er nicht plötzlich in der Lage gewesen, den Kopf nach links und nach rechts zu wenden. In der klaustrophobischen Enge seiner eisernen Taucherglocke war das immerhin etwas. Doch überflüssigerweise stellte man ihm weitere Fortschrittmöglichkeiten in Aussicht. Wenn das Nervensystem vom Hirnstamm aus im Tempo eines Haares wieder zu wachsen beginne, was in seltenen Fällen passiere, wurde ihm gesagt, sei er ab dem Jahr 2000 in der Lage, die kleinen Zehen zu bewegen.

Manchmal verließ ihn mitten im Satz der Mut. Dann unternahm er in Gedanken eine Reise zu Kaiserin Eugénie, die er in der Spitalhalle in Form einer weißen Marmorbüste entdeckt hatte. Er sprang den flatternden Bändern ihres Sommerhuts hinterher und steckte den Kopf Trost suchend in die Falten ihres Kleides, das aus Gaze gefertigt war. Es soll süß wie Schlagahne gewesen sein und kühl wie Morgentau. Die Kaiserin fuhr ihm liebevoll durchs Haar.

Drehte er in seinem Zimmer den Kopf 45 Grad nach rechts, sah er eine Wand mit Photos und zwei Zeichnungen seiner Kinder. Die eine zeigte eine Mickymaus mit heraushängender Zunge, die andere eine Art Wunderfisch, dessen gewundene Flossen an das mathematische Zeichen für unendlich erinnerten. Auf der anderen Seite war eine Ablage mit einer Flasche Eau de Cologne und einer alten Schwarzweißphotographie, die ihm sein 93jähriger Vater kommentarlos hatte zukommen lassen. Sie zeigte den kleinen Jean-Dominique quietschfidel in den Ferien am Meer. Auf dem Rücken des Photos stand: Berck-sur-mer, 1963.

Diese beiden zufällig zustande gekommenen Stilleben veränderte er während der Monate nie. Ich fand das, wie soll ich sagen: cool? abgeklärt? weise? Er wollte auf eine solche Zerstreung offenbar verzichten. Die Kopfdrehung benutzte er hauptsächlich für Unmutsbekundungen, und nach Bedarf machte er sich einfach auf und davon. Sein geistiges Vagabundieren führte ihn ans Meer, nach Hongkong oder nach New York in eine verrauchte Bar.

Fernsehen schaute er nur selten, das teilte er mir sogleich mit, und außer bei Fußballübertragungen stets ohne Ton. So wie andere ein Kaminfeuer betrachten. Einmal war eine Trick-

filmkröte stumm über den Bildschirm gehüpft. „Wie wär's, wenn ich ein Gelübde ablegen und mich in einen Frosch verwandeln würde?“ fragte mich Jean-Dominique, der ehemalige Prinz der Pariser Gesellschaft. Ich mußte lachen. Das Zimmer war erfüllt von seiner Präsenz, und von seinem Auge ging eine derartige Energie aus, daß man gelegentlich versucht war, den Gesamtzustand zu vergessen. Er wußte genau, was er wollte, und hatte eine natürliche Autorität. Nie hätte jemand die Vorhänge geöffnet oder geschlossen, den Fernsehapparat ein- oder ausgeschaltet, ohne ihn vorher um Erlaubnis zu fragen. Seine Persönlichkeit schien intakt. Das waren meine wesentlichsten Eindrücke im Zimmer 119, das Jean-Dominique zu jenem Zeitpunkt bereits acht Monate lang bewohnte.

Wir hatten uns darauf geeinigt, daß ich jeweils gegen Mittag bei ihm eintraf, dann, wenn der Pflegetroß die täglichen Arbeiten verrichtet hatte. Ich war immer pünktlich. Er mußte nie auf mich warten.

Dutzende Male pro Tag kamen die Krankenpfleger und Krankenschwestern. Den meisten von ihnen hatte er Spitznamen gegeben: Rambo, Ente, Gazelle. Obwohl sie ihm die Arme verdrehten, ihn wie einen Dummkopf behandelten und seine flehenden Augensignale manchmal bewußt übersahen, machte er sie im Laufe der Zeit zu seinen Verbündeten. Außerdem kümmerten sich eine Logopädin, eine Neurologin, eine Psychologin und eine Heilgymnastin morgens jeweils aufopfernd um sein Wohl. Durch monatelanges Üben hatten sie erreicht, daß ein verkeilter Holzspatel in den Mund von Jean-Dominique paßte. Essen war trotzdem nicht möglich. Er verbrachte jeden Tag eine Stunde lang angeschnallt auf einem Streckbett, das allmählich in die Vertikale gebracht wurde, und beobachtete das Treiben im Gymnastikraum. Von schlimmen Haushaltsunfällen gezeichnete Mütter in Aerobicanzügen und lädierte Moto-Cross-Fahrern, die ihre Blicke konsequent von seinem kontaktsuchenden Auge abwandten. Er wurde täglich bewegt, massiert, zur Artikulierung fürchterlicher Laute animiert, um für den Tag seiner Auferstehung gewappnet zu sein.

Jean-Dominique beklagte sich nie. Auch wenn sich sein Körper kaum rührte, die Magensonde nicht entfernt werden konnte und die Atmung gestört verlief – sein Lebenswille war ungebrochen.

Ich bewunderte ihn grenzenlos. Er sagte: „Auch die Unbeweglichkeit kann eine Quelle der Freude sein, das sei den Rastlosen gesagt.“ Er war Fatalist und hat sein Schicksal akzeptiert, ohne in Resignation zu versinken. Um auf

Draht zu bleiben, pflegte er bewußt Gefühle. Liebe und Bewunderung sowie ein Quentchen undefinierbarer Wut und Abscheu. Nicht zuviel und nicht zuwenig, wohldosiert, wie er mir diktierte, einem Schnellkochtopf gleich, der ein Ventil hat, um nicht zu explodieren. Mitleid empfand er nicht für sich, sondern für die zwanzig im Dauerkoma liegenden Patienten in Berck, „arme Teufel“, wie er fand, „in einer Nacht ohne Ende an den Pforten des Todes“.

Mit der Zeit kam ich ihm näher, und ich lernte, seinen Blick und die Mimik um das linke Auge herum zu interpretieren. Er konnte einen auf wohl zwanzig verschiedene Arten ansehen. Am liebsten mochte ich den amüsiert-erstaunten Blick, der besagte: „Tiens, das hätte ich aber nicht gedacht, erzähl!“ Ich merkte schnell, wenn er traurig war. Oft genügte ein Satz, etwa „Regentropfen rannen die Fensterscheiben runter“, und ich wußte, woran ich war. Aufgrund seiner genauen Schilderungen ahnte ich, welche Kämpfe er in den vergangenen acht Monaten ausgefochten hatte. Kaum nachzuvollziehen, welche Welle von Verzweiflung ihn erfaßt hatte, als ihm bewußt wurde, daß sein Neubeginn hier in Berck stattfände und daß ihm gewisse Dinge auf immer und ewig versagt bleiben würden. Schöne, blöde Alltagsdinge, die keine Erinnerung und keine Phantasie der Welt ersetzen können. Laut lachen zum Beispiel oder Whisky trinken in der Badewanne, streiten, Kartoffeln schälen. Hin und wieder packte ihn die Angst, gewisse Gelegenheiten unwiderruflich verpaßt zu haben.

In allzu ruhigen Nächten und im Morgenrauen, wenn eine kleine rote Kontrollampe, des Fernsehers die einzige Spur von Leben war, verfaßte er die einzelnen Kapitel des Buchs und lernte sie Satz für Satz auswendig. Das war physisch und psychisch hart und intellektuell eine große Herausforderung. An Aufgeben dachte er nie. Er war es gewohnt, Dinge zu Ende zu führen, daran änderte die Krankheit nichts.

Wir verdoppelten das Tempo innerhalb kürzester Zeit. Am Schluß diktierte mir Jean-Dominique ein Kapitel pro Nachmittag. Über die Motivation, in seiner hoffnungslos erscheinenden Lage in Herkulesarbeit ein Buch zu schreiben, wurde viel spekuliert. Er wollte vor allem beweisen, daß er noch immer zu überdurchschnittlicher Leistung fähig, sein Intellekt dem einer Schwarzwurzel überlegen war. So wurden wir, eine kurze Zeit lang, die wichtigsten Menschen füreinander. Als sich der Sommer dem Ende entgegenneigte, der Strand sich entvölkerte, die Abende kühler wurden, diktierte mir Jean-Dominique das letzte Kapitel. Er hatte realisiert, daß sein Leben zweigeteilt bleiben würde mit einem Vorher und einem Nach-

her. Im letzten Kapitel beschrieb er mich. Dunkle Haare, blasse Wangen, von Sonne und Wind nur leicht rosig gefärbt, und von langen bläulichen Venen durchzogene Hände. So sah er mich also.

Er fragte: „Gibt es in diesem Kosmos einen Schlüssel, der meine Taucherglocke aufschließt? Eine Metro-Linie ohne Endstation? Eine genügend starke Währung, um meine Freiheit zurückzukaufen?“

Ich nahm das Gesagte in mein liniertes Notizbuch auf. Nicht einmal der letzte Satz machte mich stutzig: „Ich muss anderswo versuchen, ich mache mich auf den Weg.“ Wenig später war Jean-Dominique gestorben. An einer Infektion. Ich glaube, am Schluß hat das Herz versagt, ich weiß es nicht genau. Drei Tage nach der Buchveröffentlichung ist er gestorben. 25 000 verkaufte Exemplare allein in Frankreich. Übersetzungsrechte gingen in die ganze Welt. Gelobt wurden Jean-Dominiques Willenskraft und der literarische Wert des Buchs. Ein Kritiker schrieb, der Autor habe verarbeitet, was letztlich bleibe: das Leben selbst. In meinem Leben hat sich seit dem letzten Sommer vieles verändert. Jetzt ist es wieder Sommer, und Schmetterlinge sieht man immer öfter.

Jean-Dominique Baubys Buch „Schmetterling und Taucherglocke“ ist im Münchner Zsolnay-Verlag erschienen.